

Fiona Macleod
Keltische Sagen und Legenden

Fiona Macleod

KELTISCHE SAGEN UND LEGENDEN

**WIND UND WOG
und
DAS REICH DER TRÄUME**

Aus dem Englischen von Winnibald May

Anaconda

Die Titel der englischen Originalausgaben lauten *Wind and Wave. Selected Tales* (1902) und *The Sin Eater and Other Tales* (1895). Die Übersetzung folgt der Ausgabe Jena: Diederichs 1922. Der Text wurde an wenigen Stellen behutsam überarbeitet, Orthografie und Interpunktion wurden den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

© 2025 by Anaconda Verlag, München
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten.

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bad Honnef
Umschlagmotive: Green grunge background / Azahara MarcosDeLeon;
Grey antique book cover design with Celtic ornaments / natalia;
Triquetra knot symbol stamp with distressed grunge texture / HTGanzo /
Adobe Stock

Satz und Layout: Achim Münster, Overath

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7306-1513-3

www.anaconda-verlag.de

Inhalt

Wind und Woge	7
Teil 1 – Von der Welt die ist	9
Vorbemerkung zum Dan-nan-Ron	10
Der Dan-nan-Ron	11
Am Gelben Mondfels	47
Das Gericht Gottes	60
Der Finstere Namenlose	70
Der Menschenfischer	79
Silis	91
Das ferne Land	104
Der Meereswahnsinn	115
Dalua	119
Teil 2 – Von der Welt die war	127
Das Lied der Schwerter	128
Mircath	139
Die Flucht der Kuldeer	143
Das Lachen der Königin Scathach	149
Die Schwermut Ulads	156
Das Harfenspiel Cravetheens	166
Honig der Wilden Bienen	185
Auf Avalon	198
Die Wäscherin der Furt	205

Das Weib mit dem Netz	222
Der Schrei des Windes	235
Die trauernde Königin	241
Das Reich der Träume	247
Aus Jona: An George Meredith	249
Landschaftstragik	260
Die Schattenseher	271
Der Gesalbte	289
Im Schatten der Hügel	296
Das Haus aus Sand und Schaum	302
Verloren	305
Die Neunte Woge	312
Der Sündenesser	324
Die Tochter der Sonne	360
Das Vöglein	382
Das Abendmahl	395
Muime Chriosd	406
Die Annir-Choille	438
Seidenhaar	476
Ula und Urla	484
Ulad der Träumer	493
Enya mit den dunklen Augen	520
 Epilog	 527
Anmerkungen	533
Namensverzeichnis	543

WIND UND WOGGE



Teil 1

Von der Welt die ist

Vorbemerkung zum Dan-nan-Ron

Diese Erzählung gründet sich auf einen Aberglauben, der überall auf den Hebriden verbreitet ist. Die Sage ist auch an der Westküste von Irland bekannt; denn Mr. Yeats erzählt mir, dass er im vergangenen Sommer einen alten Fischer von Connaught traf, der sich rühmte, dem Sliochd-nan-Ron anzugehören – einem Geschlecht, auf das der Name des Mannes: »Rooney« in der Tat hinwies.

Was die Verwendung des Vornamens Gloom, d. h. Dunkelheit, Traurigkeit anbetrifft, so möchte ich erklären, dass diese Bezeichnung kein Taufname ist. Doch habe ich eine tatsächliche Garantie für ihren Gebrauch; denn ich kannte einen Mann von Uist, der in der Bitterkeit seines Kummers, nachdem sein Weib im Kindbett gestorben war, seinen Sohn Mulad nannte, d. h. die Finsternis des Kummers: Gram.

Die Verfasserin

Der Dan-nan-Ron¹

Als Anne Gillespie, meine Freundin auf Eilanmore, nach dem Tod ihres Oheims, des alten Robert Achanna, das Eiland verließ, geschah es, um fern nach dem Westen zu ziehen.

Unter den Männern der seewärts gelegenen Inseln, die während der drei letzten Sommer auf der Höhe von Eilanmore gefischt hatten, war einer namens Manus MacCodrum. Er war ein stattlicher Bursche; aber während die meisten der Fischerleute von Lewis und Nord-Uist hellfarbig sind, entweder mit rötlichem Haar und grauen Augen oder blauäugig und gelbhaarig, hatte er eine braune Haut mit dunklem Haar und düsteren braunen Augen. Indes glich er ebenso wenig den dunklen Kelten von Arran und den inneren Hebriden wie den Nordmännern. Er war ein Spross seines Geschlechts, so viel war sicher. Alle MacCodrums von Nord-Uist hatten braune Haut und braunes Haar und braune Augen gehabt; und dies mag der Grund gewesen sein, weshalb in vergangenen Tagen dieser kleine Clan von Uist überall auf den Westlichen Inseln bekannt war als der Sliochd-nan-Ron, die Nachkommenschaft der Robben.

Nicht so hochgewachsen wie die meisten Männer von Nord-Uist und Lewis, war Manus MacCodrum doch von ansehnlicher Größe, dazu geschmeidig und stark. Keiner war ein besserer Fischer als er, und seine Gefährten hatten ihn gern trotz all der mürrischen Trauer, die zuzeiten auf ihm lag. Er hatte eine Stimme, süß wie die eines Weibes, wenn er sang, und er sang oft und kannte all

die alten Runenlieder der Inseln vom Obb von Harris bis zum Kap von Mingulay. Oft sang er auch die schönen Orain spioradail² der katholischen Priester und christlichen Brüder von Süd-Uist und Barra, denn auf Nord-Uist, wo er lebte, war er der einzige Mann, der dem alten Glauben anhing.

Es mag geschehen sein, weil Anne gleichfalls katholisch war – freilich die Achannas waren es auch, ungeachtet ihre Vorfahren und ihre Verwandten in Galloway Protestanten waren (und zwar, so wird erzählt, wegen des alten Robert Achanna Liebe zu seinem Weib, das vom alten Glauben war) –, es mag aus diesem Grunde geschehen sein, wiewohl ich denke, ihres FreiERS staunende Augen und sanfte Rede und süßer Gesang hatten mehr damit zu tun, dass sie Manus die Treue gelobte. Es war ein Südwind für ihn, wie das Sprichwort sagt; denn mit ihrem krausen, braunen Haar und den sanften, grauen Augen und der rahmweißen Haut war sie das anmutigste Mädchen auf den Inseln.

Als daher Achanna zu seiner langen Ruhe gebettet ward und niemand auf Eilanmore übrig war als nur seine drei jüngsten Söhne, segelte Manus MacCodrum nordostwärts über den Minch, um seine Braut heimzuführen. Von den vier ältesten Söhnen hatte Alastair einige Monate vor seines Vaters Tod Eilanmore verlassen und war westwärts gesegelt, niemand wusste wohin oder zu welchem Zweck oder für wie lange, und keine Nachricht war von ihm gekommen noch ward er jemals auf dem Eiland wiedergesehen, das den Namen erhalten hatte Eilan-nan-Allmharachain, die Insel der Fremdlinge. Allan und William waren in einem wilden Sturm auf dem Minch ertrunken und Robert war am weißen Fieber gestorben, jener tödlich-verheerenden Krankheit, welche die Geißel der Inseln ist. Marcus war jetzt »Eilanmore« und lebte dort mit Gloom und Sheumais, alle drei unverheiratet, obschon unter den benach-

barten Inselbewohnern das Gerücht ging, dass jeder von ihnen Marsail nie Alpean³ liebte auf Eilean Rona unter den Sommerinseln, dicht an der Küste von Sutherland.

Als Manus Anne bat, mit ihm zu gehen, willigte sie ein. Die drei Brüder waren darüber wenig erfreut, denn sie wünschten nicht, dass ihre Base so weit in die Ferne ginge; zudem mochten sie dieselbe nicht verlieren, da sie nicht nur für sie kochte und alle Frauenarbeit tat einschließlich des Spinnens und Webens, sondern auch sehr süß und lieblich anzusehen war und in den langen Winternächten in ihrem Kreise melodisch sang, während Gloom seltsame, wilde Weisen auf seiner Feadan, einer Art Haferpfeife oder Flöte, spielte.

Sie liebte ihn, das weiß ich; aber es gab für sie noch einen zweiten Grund zum Fortgehen, nämlich dass sie sich vor Gloom fürchtete. Im Moor und auf dem Hügel kehrte sie oft um und eilte nach Hause, weil sie die steigenden und fallenden Rhythmen jener Feadan hörte. Es war unheimlich für sie, durchs Zwielflicht zu gehen, wenn sie dachte, die drei Männer saßen nach dem Abendessen rauchend im Haus, und plötzlich in der Ferne und ihr sich nähernd den schrillen Klang jener Haferflöte zu hören, die den »Tanz der Toten« oder die »Ebbe und Flut« oder den »Taumel der Schatten« spielte.

Dass er, manchmal zum wenigsten, wusste, dass sie dort ging, war ihr klar, denn wenn sie eilends durch den Sturm und das Gewirre des Farnkrauts sich davonestahl, hörte sie wohl ein spottendes Lachen, das ihr folgte wie ein springendes Wesen.

In der Nacht, als sie Marcus und seinen Brüdern erzählte, dass sie fortgehen wolle, war Manus nicht dabei. Er war mit seinen beiden Maaten im Hafen an Bord der Luath und sang im Mondschein, während alle drei dasaßen und ihr Fischgerät ausbesserten.

Als das Abendessen vorüber war, saßen die drei Brüder und rauchten und redeten über ein Angebot, das ihnen auf einige Shetland-Schafe gemacht war. Eine Zeit lang betrachtete Anne sie schweigend. Sie sahen nicht aus wie Brüder, dachte sie. Marcus hoch, breitschultrig, mit gelbem Haar, seltsam düsteren, schwarz-blauen Augen und schwarzen Augenbrauen; ernst, mit einem müden Ausdruck auf seinem sonngebräunten Gesicht. Der Schein des Torffeuers schimmerte auf der lohfarbenen Krümmung dichten Haares, das von seiner Oberlippe herabschleppte, denn er trug den Caiseach-feusag⁴ der Nordmänner. Gloom von leichterem Bau, dunkel in Farbe und Haar und mit bartlosem Gesicht; mit schmalen, weißen, langfingerigen Händen, die immer in nervöser Bewegung waren als wären sie treibender Seetang. Immer lag eine Wolke mitten auf seiner Stirn, selbst wenn er mit seinen schmalen Lippen und düsteren, geheimnisvollen Augen lächelte. Er erschien als das, was er war, als der Kopf der Achannas. Nicht nur hatte er das Englische inne, als wäre es seine Muttersprache, er konnte auch lesen und las fremde, unnötige Bücher. Überdies war er der einzige Sohn des Robert Achanna, welchem der alte Mann seinen Vorrat an Gelehrsamkeit mitgeteilt hatte; denn Achanna war in seiner Jugend Schullehrer in Galloway gewesen und hatte Gloom für den Priesterstand bestimmt. Dazu war seine Stimme tief und klar, aber kalt wie blassgrünes Wasser, das unter dem Eis strömt. Was Sheumais betrifft, so glich er Marcus mehr als Gloom, war aber nicht so hell. Er hatte dasselbe braune Haar und die schattigen, nussbraunen Augen, dasselbe blasser und glatte Gesicht mit einem Anflug desselben gespannten Ausdrucks, der den lange Zeit verschollenen und vermutlich toten ältesten Bruder, Alastair, kennzeichnete. Auch er war hochgewachsen und hager. Auf Sheumais' Gesicht lag jener unbeschreibliche, für einige natürlich unmerkliche Ausdruck, der

durch die Wendung »die Dämmerung des Schattens« bezeichnet wird, wiewohl es wenige gibt, die wissen, was sie damit meinen, oder wenn sie es wissen, gern davon reden.

Plötzlich und ohne irgendein Wort oder sonst einen Anlass dazu, wendete Gloom sich um und sprach zu ihr.

»Nun, Anne, und was ist es?«

»Ich sprach nicht, Gloom.«

»Wahr für dich, mo Cailinn⁵. Aber du warst willens, zu sprechen.«

»Nun, das ist auch wahr. Marcus, und du Gloom, und du Sheumais, ich habe das zu erzählen, was ihr ganz und gar nicht gerne hören werdet. Es handelt sich um ... um ... mich und ... und Manus.«

Zuerst erfolgte keine Antwort. Die drei Brüder saßen und blickten sie an wie die Kuh einen Fremdling im Moorland. Die Wolke auf Glooms Stirn wurde düsterer, aber als Anne ihn anschaute, sank sein Blick zu Boden und blieb an dem Schatten zu seinen Füßen haften. Dann sprach Marcus mit leiser Stimme:

»Ist es Manus MacCodrum, den du meinst?«

»Ja, gewiss.«

Wieder Schweigen. Gloom erhob seine Augen nicht, und Sheumais starrte jetzt in das Torffeuer. Marcus rückte unruhig hin und her.

»Und was kann Manus MacCodrum wünschen?«

»Gewiss, Marcus; du weißt ganz gut, was ich meine. Warum machst du mir diese Sache so schwer? Es gibt nur eines, um dessen willen er herkommen würde; und er hat mich gefragt, ob ich mit ihm gehn will, und ich habe ja gesagt. Und wenn ihr nicht wollt, dass er mit dem Geistlichen wiederkommt oder dass wir hinüberfahren zur Kirche in Berneray auf Uist im Sund von Harris, so will ich nicht noch eine Nacht unter diesem Dach bleiben, sondern

will mit Sonnenaufgang Eilanmore verlassen, auf der Luath, die gerade im Hafen liegt. Und das sollt ihr hören und wissen, Marcus und Gloom und Sheumais!«

Nochmals folgte Schweigen ihren Worten. Es ward in einer seltsamen Weise gebrochen. Gloom ließ seine Feadan in seine Hände und so zu seinem Munde gleiten. Die klaren, kalten Töne der Flöte erfüllten den von der Flamme erleuchteten Raum. Es war, als trieben weiße Polarvögel, bevor der Schnee fällt.

Die Töne gingen über in ein wildes, fernes Lied: kaltes Mondlicht auf der dunklen See war es. Es war der Dan-nan-Ron.

Anne errötete, zitterte und erhob sich dann schroff. Als sie mit der geballten Rechten sich auf den Tisch stützte, ließ der Schein des Torffeuers erkennen, dass ihre Augen flammten.

»Warum spielst du *das*, Gloom Achanna?«

Der Mann beendete den Takt und blies dann noch einmal in die Haferpfeife, bevor er, das Mädchen flüchtig anblickend, erwiderte:

»Und was für Leid bringt dir *das*, Anna-ban?«

»Du weißt, dass es Leid bedeutet. Das ist der Dan-nan-Ron!«

»Ja, und was weiter, Anna-ban?«

»Was weiter? Denkst du, ich weiß nicht, was du damit meinst, dass du den Sang der Robbe spielst?«

Mit einer schroffen Bewegung legte Gloom die Feadan beiseite. Während er es tat, stand er auf.

»Sieh einmal, Anne«, begann er herbe – da legte sich Marcus ins Mittel.

»Das wäre jetzt gerade das Rechte, Gloom. Ann-a-ghraidh, meinst du, dass du dies wirklich tun willst?«

»Ja, gewiss.«

»Weißt du, warum Gloom den Dan-nan-Ron spielte?«

»Es war grausam.«

»Du weißt, was auf den Inseln ringsum erzählt wird von ... von ... diesem oder jenem Mann, der unter Gheasan ist – der bezaubert ist ... und ... und ... von den Robben und ...«

»Ja, Marcus, ich weiß es in der Tat: ›Tha iad a'can-tuinn gur h-e daoine fo gheasan a th'anns no roin.«

»Man sagt, dass Robben«, sprach er langsam nach, »man sagt, dass Robben Männer unter magischen Zaubern sind.« Und hast du jemals darüber nachgedacht, Anne, meine Base?»

»Ich weiß sehr gut, was du meinst.«

»Dann wirst du wissen, dass die MacCodrums von Nord-Uist der Sliochd-nan-ron genannt werden?«

»Ich hab es gehört.«

»Und würdest du willens sein, einen Mann zu heiraten, der von dem Geschlecht der Tiere ist und selber weiß, was Geas bedeutet, und der jeden Tag zu seinem Volk zurückgehn kann?«

»Ah, jetzt, Marcus, ist es sicher, dass du mit mir deinen Spott treiben willst, weder du noch irgendjemand hier glaubt dieses alberne Geschwätz. Wie kann ein Mann, der von einem Weib geboren ist, eine Robbe sein, selbst wenn seine Sinnsear⁶ die Nachkommenschaft des Seevolks waren – und auch das ist eine Sage, die ich nicht glaube, obwohl es sein könnte; doch wie dem auch sei, es kommt nicht viel darauf an bei den entfernten Vorfahren.«

Marcus runzelte düster die Stirn und gab zuerst keine Antwort. Endlich erwiderte er in mürrischem Ton:

»Du magst dies glauben oder du magst jenes glauben, Annan-Gilleasbuig, aber zwei Dinge sind so allbekannt wie dass der Ostwind den Frost und der Westwind den Regen bringt. Und das eine ist dies: dass vor langer Zeit ein Robbenmann eine Frau von Nord-Uist heiratete und dass er oder sein Sohn Neil MacCodrum genannt wurde; und dass das Seefieber der Robbe für alle Folgezeit

in dem Blut seines Geschlechts lag. Und dies ist das andere: dass zweimal im Gedenken lebender Leute ein MacCodrum die Gestalt einer Robbe angenommen und so seinen Tod gefunden hat – einmal Neil MacCodrum von Ru'Tormaid und ein andermal Anndra MacCodrum von Berneray im Sund. Man erzählt noch von andern, aber diese sind uns allen bekannt. Und nun wirst du nicht vergessen haben, dass Neil-donn der Großvater und dass Anndra der Vaterbruder von Manus MacCodrum war?«

»Ich kümmere mich nicht um das, was du sagst, Marcus; es ist alles wie Meeresschaum.«

»Es gibt keinen Schaum ohne Wind oder Flut, Anne. Und's ist eine düstere Flut, die dich fort nach Uist tragen wird; und ein schwarzer Wind, der fern, fern hinter dem Osten wehen wird, ist der Wind, der seinen Todesschrei zu deinen Ohren tragen wird.«

Das Mädchen erschauerte. Indes das tapfere Herz in ihr verzagte nicht.

»Gut, so sei es. Jedem sein Schicksal. Aber Robbe oder nicht Robbe, ich werde Manus MacCodrum heiraten, der ein Mann ist so gut als irgendeiner hier, und ein treuer Mann dazu, und der Mann, den ich liebe, und das wird mein Mann sein, so Gott will; Ihm sei Ehr und Preis!«

Wieder nahm Gloom die Feadan auf, sandte einige kalte, reine Töne schwebend durch das heiße Zimmer und begann dann plötzlich die wild-phantastische Eingangsmelodie des Dan-nan-Ron.

Mit einem leisen Schrei und leidenschaftlicher Gebärde sprang Anne vorwärts, riss ihm die Haferflöte aus der Hand und hätte sie ins Feuer geworfen. Indes Marcus hielt sie mit eisernem Griff.

»Achte nicht auf Gloom, Anne«, sagte er ruhig, während er die Feadan aus ihrer Hand nahm und sie seinem Bruder reichte; »gewiss, er erzählt dir nur auf seine Art, was ich dir in meiner erzähle.«

Sie riss sich los und ging nach der andern Seite des Tisches. An der Wand gegenüber hing der Dolch, welcher dem alten Achanna gehört hatte. Diesen nahm sie herab. Ihn in ihrer rechten Hand haltend, trat sie den drei Männern entgegen.

»Über dem Kreuz des Dolches schwöre ich, dass ich das Weib des Manus MacCodrum sein will.«

Die Brüder gaben keine Antwort. Sie betrachteten sie unverwandt.

»Und beim Kreuz des Dolches schwöre ich, dass wenn irgendein Mann zwischen mich und Manus tritt, dieser Dolch da sein wird, um es ihm zu gedenken zu einer bestimmten Stunde am Tag der Tage.«

Während sie sprach, sah sie bedeutungsvoll Gloom an, den sie mehr fürchtete als Marcus oder Sheumais.

»Und beim Kreuz des Dolches schwöre ich, dass wenn Manus ein Unglück zustößt, dieser Dolch eine andere Scheide erhalten wird, und das wird meine milchlose Brust sein; und zum Zeichen dafür werfe ich jetzt die alte Scheide ins Feuer.«

Als sie endete, warf sie die Scheide auf die brennenden Torfstücke.

Gloom hob sie ruhig auf, streifte die Feuerfunken ab, als wären sie Staub, und steckte sie in seine Tasche.

»Und nach dem nämlichen Zeichen, Anne«, sagte er, »werden deine Eide zunichte werden.«

Er stand auf und gab seinen Brüdern ein Zeichen zu folgen. Als sie draußen waren, hieß er Sheumais zurückkehren und Anne drinnen festhalten, in Güte, wenn möglich – wo nicht, mit Gewalt. In Kürze vereinbarten sie den Plan für ihr Vorgehen und trennten sich dann. Während Sheumais zurückging, schlugen Marcus und Gloom den Weg nach dem Hafen ein.

Ihre schwarzen Gestalten waren im Mondlicht sichtbar, aber

zuerst wurden sie von den Männern an Bord der Luath nicht bemerkt, denn Manus sang.

Als der Inselmann schroff abbrach, fragte einer seiner Gefährten ihn scherzend, ob sein Lied einen Seehund längsseit gelockt hätte, und hieß ihn sich vorsehn, dass es nicht etwa ein Weib vom Seevolk wäre.

Sein Gesicht verdüsterte sich, aber er gab keine Antwort. Während die andern lauschten, hörten sie die wilde Weise des Dan-zan-Ron durch den Mondschein sich stehlen. Nach dem Ufer hinstarrend, konnten sie die beiden Brüder erkennen.

»Was wird das zu bedeuten haben?«, fragte einer der Männer unruhig.

»Wenn statt einer Frau ein Mann kommt«, antwortete Manus langsam, »so regen sich die jungen Raben im Nest.«

Also bedeutete es Blut. Aulay MacNeill und Donull MacDonull legten ihr Gerät nieder, erhoben sich und standen da, abwartend, was Manus tun würde.

»Ho, da!«, rief er.

»Ho-ro!«

»Was wollt ihr, Eilanmore?«

»Wir wollen ein Wort von dir, Manus MacCodrum. Willst du an Land kommen?«

»Wenn ihr ein Wort von mir wollt, könnt ihr zu mir kommen.«

»Es ist kein Boot hier.«

»Ich will den Bata-beag⁷ senden.«

Als er ausgeredet hatte, forderte Manus den jüngeren seiner Maate, Donull, einen Burschen von siebzehn Jahren, auf, nach dem Ufer zu rudern.

»Und bring nicht mehr als einen zurück«, fügte er hinzu, »sei es Eilanmore selbst oder Gloom-mhic-Achanna.«

Das Tau des kleinen Bootes wurde losgeworfen, und Donull ruderte es rasch durch den Mondschein. Eine vorüberziehende Wolke verdunkelte den Strand; aber sie sahen ihn ein Tau werfen, damit jene das Boot an der Kante des Landungsstegs entlangziehen konnten; dann verhüllte die plötzliche Finsternis den Blick. Donull muss schwatzen, dachten sie; denn zwei oder drei Minuten verstrichen ohne ein Zeichen; aber endlich stieß das Boot wieder ab, und nur mit zwei Gestalten. Zweifellos hatte der Junge Gründe dafür angeben müssen, dass nicht beide, Marcus und Gloom, kommen sollten.

Dies hatte Donull tatsächlich getan. Aber während er sprach, startete Marcus unverwandt über ihn hinweg.

»Wer ist's, der dort sitzt?«, fragte er, »dort am Heck?«

»Da ist niemand.«

»Ich glaubte, ich sähe den Schatten eines Mannes.«

»Dann war es mein Schatten, Eilanmore.«

Achanna wendete sich zu seinem Bruder.

»Ich sehe eines Mannes Tod dort im Boot.«

Gloom zagte einen Augenblick, dann lachte er leise.

»Ich sehe keinen Tod eines Mannes im Boot sitzen, Marcus; aber wenn ich ihn sähe, so denke ich, er würde nach der Melodie des Dan-nan-Ron tanzen, und das ist mehr als dein oder mein Gespenst tun würde.«

»Es ist kein Gespenst, das ich sah, sondern eines Mannes Tod.«

Gloom flüsterte, und sein Bruder nickte finster. Im nächsten Augenblick war ein schweres Wolltuch um Donulls Mund geschlungen, und bevor er sich zur Wehr setzen oder nur erraten konnte, was geschehen sei, lag er auf seinem Gesicht am Strand, gebunden und geknebelt. Eine Minute darauf hatte Gloom die Ruder ergriffen, und das Boot bewegte sich rasch aus dem innern Hafen.

Als es näherkam, blickte Manus gespannt danach hin.

»Das ist nicht Donull, der rudert, Aulay!«

»Nein; es wird Gloom Achanna sein, denke ich.«

MacCodrum fuhr auf. In dem Fall war jene andere Gestalt am Heck zu groß für Donull. Die Wolke zog gerade vorüber, als das Boot längsseit kam. Das Tau wurde festgemacht, und dann sprangen Marcus und Gloom an Bord.

»Wo ist Donull MacDonull?«, fragte Manus scharf.

Marcus gab keine Antwort, so erwiderte Gloom für ihn.

»Er ist nach dem Haus hinaufgegangen mit einer Botschaft an Anna-nic-Gilleasbuig.«

»Und was für eine Botschaft soll das sein?«

»Dass Manus MacCodrum von Eilanmore fortgesegelt ist und sie nicht wiedersehen wird.«

MacCodrum lachte. Es war ein leises, hässliches Lachen.

»Wahrlich, Gloom Achanna, du solltest deine Feadan dort nehmen und den Codhail-nan-Pairtean spielen, denn ich glaube, die Krabben versammeln sich um die Felsen dort unter uns und lachen in ihre Klauen.«

»Gut, das ist auch wahr«, erwiderte Gloom langsam und ruhig.

»Ja, gewiss könnte ich, wie du sagst, die ›Versammlung der Krabben‹ spielen. Vielleicht«, fügte er hinzu, als käme ihm noch ein plötzlicher Einfall, »vielleicht wirst du, obwohl es eine windstille Nacht ist, den Comh-thonn⁸ hören. Das ›Plätschern der Wellen‹ hört sich besser an als die ›Versammlung der Krabben‹.«

»Wenn ich den Comh-thonn höre, so wird es nicht in der Art sein, wie du meinst, Gloom'ic Achanna. Nicht ›Segel hoch und Lebe wohl‹ werden sie sagen, sondern ›Heim mit der Braut‹.«

Da trat Marcus dazwischen.

»Lass uns nicht länger Worte machen, Manus MacCodrum. Das

Mädchen, die Anne, ist nicht für dich. Gloom soll ihr Mann sein. So pack dich fort. Wenn du ruhig gehn wirst, werden wir ruhig sein. Wenn du deine Füße auf diese Sache setzt, wirst du das noch dazu erhalten, was ich im Boot sah.«

»Und was war's, das du im Boot sahst, Achanna?«

»Der Tod eines Mannes.«

»So ... Und jetzt (dies nach einem langen Stillschweigen, in dem die vier Männer einander ins Auge fassten), wenn's keine friedliche Lösung gibt, so ist's eine Blutsache?«

»Ja. Geh, wenn du weise bist. Wo nicht, so ist's dein eigener Tod, den du herbeiziehen wirst.«

Da gab's ein Blinken wie von einem Blitzstrahl im Sommer. Eine bläuliche Flamme schien durch den Mondschein zu springen. Marcus taumelte mit einem keuchenden Schrei; dann lehnte er sich zurück, bis sein Gesicht im Mondlicht erbleichte, und seine Knie brachen. Während er fiel, drehte er sich halb um. Das lange Messer, das Manus nach ihm geschleudert hatte, war nicht weiter als höchstens einen Zoll tief in seine Brust gedrungen, aber als er auf das Verdeck fiel, ward es bis ans Heft in seinen Leib getrieben.

In dem blassen Schweigen, das folgte, konnten die drei Männer einen Laut hören gleich der Ebbe im Seekraut. Es war das Gurgeln des blutigen Schaums in den Lungen des Toten.

Der erste, welcher sprach, war sein Bruder, und auch er erst dann, als kleine, rötlich-weiße Schaumblasen von den blauen Lippen des Marcus zu springen begannen.

»Es ist Mord.«

Er sprach leise, aber es klang wie das Branden der Brecher in den Ohren derer, die es hörten.

»Du hast einen Teil eines wahren Wortes gesagt, Gloom Achanna. Es ist Mord ... wozu du und er gekommen seid.«

»Der Tod des Marcus Achanna liegt auf dir, Manus MacCodrum.«

»So sei es, entweder zwischen dir selbst und mir oder zwischen allen von deinem Blut und mir; obschon Aulay MacNeill so gut wie du bezeugen kann, dass ich zwar in Notwehr das Messer nach Achanna warf, dass aber sein eignes Tun es war, das es in seinen Leib trieb.«

»Du kannst das dem Tau zuflüstern, wenn es um deinen Nacken liegt.«

»Und was willst du jetzt tun, Gloom-nic-Achanna?«

Zum ersten Male erschien Gloom beunruhigt. Ein rascher Blick offenbarte ihm die unbequeme Tatsache, dass das Boot hinter der Luath schleppte, sodass er nicht hineinspringen konnte; wenn er sich aber umwandte, um es am Tau heranzuholen, so war er den beiden Männern wehrlos preisgegeben.

»Ich will in Frieden gehen«, sagte er ruhig.

»Ja«, erfolgte die Antwort in ebenso ruhigem Ton: »im weißen Frieden.«

Bei dieser Todesdrohung maßen sich die beiden Männer mit den Blicken.

Achanna brach endlich das Schweigen.

»Du wirst den Dan-nan-Ron hören in der Nacht, bevor du stirbst, Manus MacCodrum; und damit du nicht daran zweifelst, wirst du ihn wiederhören in deiner Todesstunde.«

»Ma tha sin an Dan – wenn das so bestimmt ist.« Manus sprach feierlich. Indes gerade seine Ruhe ließ böses ahnen. Da gab's keine Hoffnung auf Milde. Gloom wusste das.

Plötzlich lachte er verächtlich auf. Dann deutete er mit seiner rechten Hand scheinbar auf einen, der hinter seinen beiden Gegnern stand, und rief aus: »Lege die Totenhand auf sie, Marcus! Gib ihnen das Grab!«

Beide Männer sprangen zur Seite, das Herz eines jeden war nah am Zerspringen. Es ist furchtbar, dem Totengriff des frisch Erschlagenen sich auszusetzen, denn es bedeutet, dass das Gespenst all sein Unglück auf die berührte Person übertragen kann.

Im nächsten Augenblick gab's einen Fall und ein Spritzen. Manus erkannte, dass es nichts weiter als eine Kriegslist gewesen und dass Gloom entronnen war. Mit fieberhafter Eile holte er das kleine Boot heran, sprang hinein und begann sofort zu rudern, um seinen Feind abzuschneiden.

Achanna tauchte einmal auf, zwischen ihm und der Luath. MacCodrum legte die Riemen in den Dollen über Kreuz und ergriff den Bootshaken.

Der Schwimmer hielt gerade auf ihn zu. Plötzlich tauchte er unter. Im Nu erkannte Manus, dass Gloom beabsichtigte, unter dem Boot aufzutauchen, den Kiel zu ergreifen und ihn umzustürzen, sodass er vermutlich imstande sein würde, ihn von oben zu packen. Es war gerade noch Zeit, zu springen; und in der Tat, kaum hatte er sich in die See gestürzt, so drehte das Boot den Kiel nach oben, und im nächsten Augenblick klammerte Achanna sich darauf fest.

Zuerst konnte Gloom nicht sehen, wo sein Feind war. Er kauerte auf der gekenterten Jolle und blickte gespannt in das mondbeschienene Wasser. Ganz plötzlich schoss eine schwarze Masse aus dem Schatten zwischen ihn und den Kutter. Diese schwarze Masse lachte: dasselbe leise, hässliche Lachen, das dem Tod des Marcus vorangegangen war.

Er, an dem die Reihe war zu schwimmen, war jetzt ganz nahe. Einen Faden entfernt lehnte er sich zurück und begann eifrig Wasser zu treten. In seiner rechten Hand fasste er den Bootshaken fester. Der Mann auf dem Boot wusste, dass zu bleiben, wo er war,

sicheren Tod bedeutete. Er duckte sich zusammen wie eine kau-
ernde Katze. Manus fuhr fort, langsam das Wasser zu treten, hielt
aber den Haken bereit, sodass die scharfe Eisenspitze am Ende des-
selben seinen Feind durchbohren musste, wenn er sich mit einem
Sprung auf ihn stürzte. Hin und wieder lachte er. Dann begann er
mit seiner tiefen, süßen Stimme, aber zuzeiten unterbrochen von
seinen tiefen Atemzügen, zu singen:

Die Flut trug seltns Bürde, drum war sie schwarz
und schwer.

Ich hört' am Schilfgestade sie raunen ihre Mär.
Als fiel ins Schloss die Türe, schlug jede Wog'
im Meer.

Der Türen Schlag hört er zuletzt, der fürder hört
nie mehr,

Mein Gram,
Nie mehr!

Die Flut zerriss das Seegras – so mäht im Kampf die
Wehr –,

Der wilde Sturm fuhr klagend und stöhnend rings
umher.

Des Meeres Herz im Grunde sann tief ob alter Lehr.
Ich hörte Schluchzen, Wehgeschluchz, ersterben fern
im Meer,

Mein Gram,
Im Meer!

Das Meer streckt Wogen blass und bleich, aschgraue
Lippen, her.

Es schwoll der Gischt im gier'gen Schlund von Strömen
Blutes höh'r –
O rotes Schilf, o Woge rot, o Brüllen dumpf und schwer,
Da ihn du hast, schwarzdunkle See, was forderst du
noch mehr,
Mein Gram,
Noch mehr!

In dem ruhigen Mondlicht erscholl der Gesang mit seinem langsamen, schweren Tonfall, gesungen wie kein anderer Mann auf den Inseln ihn singen konnte, süß und seltsam, mehr als Worte es sagen können. Der glänzende Schimmer lag auf dem Wasser des Hafens und bewegte sich in wogenden Feuerlinien an den Ufersteinen entlang. Manchmal schnellte ein Fisch empor und warf ein Gekräusel blassen Goldes auf; oder eine Seenessel schwamm an die Oberfläche und drehte ihre blaue oder grünliche Kugel lebender Gallerte dem Mondglanz zu.

Der Mann im Wasser hielt plötzlich in seinem Treten an und lauschte gespannt. Dann umstrahlte von Neuem das phosphoreszierende Licht seine langsam sich bewegenden Schultern. Mit laut erschallender Stimme erklang es nochmals:

Als fiel ins Schloss die Türe, schlug jede Wog' im Meer.
Der Türen Schlag hört er zuletzt, der fürder hört nie
mehr,
Mein Gram,
Nie mehr!

Ja, seine scharfen Ohren hatten vom Lande her den Gesang einer Stimme vernommen, die er kannte. Sanft und rein wie der Mond-

schein tönte Annes Lied herüber, während sie den Steig entlangging, der zum Hafen führte. Vergebens suchte sie sein wandernder Blick; sie war noch im Schatten, und zudem verdunkelte eine langsam treibende Wolke das Mondlicht. Als er den Blick wieder zurückwandte, drang ein erstickter Ausruf über seine Lippen. Keine Spur von Gloom Achanna war vorhanden. Er war geräuschlos vom Boot gegliitten und war jetzt entweder hinter demselben oder er war hinuntergetaucht oder er schwamm unter Wasser in dieser oder jener Richtung. Wenn nur die Wolke vorbeisegeln wollte, murmelte Manus, während er sich für einen Angriff von unten oder von hinten in Bereitschaft hielt. Als die Dämmerung sich erhellte, schwamm er langsam auf das Boot zu und dann rasch rings um dasselbe herum. Niemand war da. Er stieg auf den Kiel und stand da, sich vornüber neigend wie einer, der beim Fackelschein Lachse sticht, seinen speerscharfen Bootshaken schwingend, weder unter sich noch weiter ab konnte er irgendeine Gestalt entdecken. Ein Flüsterruf zu Aulay MacNeill hinüber überzeugte ihn, dass auch der nichts sah. Gloom musste die Besinnung verloren haben und in die Tiefe gesunken sein, als er durch das Wasser glitt. Vielleicht huschten bereits die Katzenhaie um ihn her.

Hinter das Boot schwimmend stieß Manus es zum Kutter zurück. Es dauerte nicht lange, so hatte er mit MacNeills Hilfe die Jolle aufgerichtet. Ein Ruder war fortgetrieben, aber da eine Wrickerbung am Heck war, schadete das nichts.

»Was sollen wir damit tun?«, murmelte er, als er endlich am Leichnam des Marcus stand. »Dies ist eine schlimme Nacht für uns, Aulay!«

»Schlimm ist's; aber lasst uns zusehen, dass es nicht schlimmer wird. Ich denke mir, wir sollten das Boot aufgegeben haben.«

»Und warum das?«

»Wir könnten sagen, dass Marcus Achanna und Gloom Achanna uns wieder verließen und dass wir nichts mehr von ihnen noch von unserm Boot sahen.«

MacCodrum überlegte eine Weile. Der Klang von Stimmen, der schwach übers Wasser hergetragen wurde, trieb ihn, sich zu entscheiden. Vermutlich redeten Anne und Donull, der Junge. Er glitt ins Boot und schnitt es mit einem Segelmesser an mehreren Stellen auf. Es lief voll, und beschwert durch das Gewicht eines großen Ballaststeines, den Aulay vorher seinem Gefährten gereicht hatte, und schaukelnd von einem Fußstoß des Letzteren, versank es.

»Wir wollen den ... den Mann da ... hinter der Ankerwinde unter dem Notsegel verbergen, bis wir draußen auf See sind, Aulay. Rasch, fass mit an!«

Es machte den beiden Männern nicht viel Mühe, den Leichnam aufzuheben und zu tun, wie Manus angedeutet hatte. Kaum waren sie damit fertig, so tönte Annes Stimme in silberhellem Ruf über das Wasser.

Mit totenblassem Gesicht und zitternden Gliedern stand MacCodrum da und hielt sich am Mast, während er mit einer lauten Stimme, die so fest und stark klang, dass Aulay MacNeill in seiner Furcht lächeln musste, fragte, ob die Achannas nun zurück seien; in dem Fall, fügte er hinzu, sollte Donull sofort herausrudern und sie zu ihm einsteigen, wenn sie kommen wollte.

Fast eine halbe Stunde verging noch, bis Anne nach der Luath hinausruderte. Sie war schließlich am Strand entlang nach einer Bucht gegangen, wo eines von Marcus' Booten vertäut war, und mit demselben zurückgekehrt. Nachdem sie Donull an Bord genommen hatte, legte sie die Strecke in aller Eile zurück, in Furcht, dass Gloom oder Marcus sie abschneiden könnten.

Sie hatte bald erzählt, wie sie der vergeblichen Anstrengungen

Sheumais', sie zurückzuhalten, gespottet hatte und zum Hafen herabgekommen war. Als sie näherkam, hörte sie Manus singen und hatte daher selbst ein Lied angestimmt, von dem sie wusste, dass er es liebte. Dann war sie am Rande des Wassers auf Donull gestoßen, der gebunden und geknebelt auf seinem Rücken lag. Nachdem sie ihn befreit hatte, warteten sie, um zu sehen, was geschehen würde, aber da sie im Mondlicht nicht sehen konnten, dass irgendein kleines Boot unterwegs war – sei es nach dem Kutter oder von demselben zurück –, so hatte sie gerufen, um zu erfahren, ob Manus dort sei.

Er seinerseits sagte kurz, die beiden Achannas seien gekommen, um ihn zu überreden, dass er ohne sie absegelte. Auf seine Weigerung hätten sie sich wieder entfernt, indem sie Drohungen gegen sie sowohl als gegen ihn selbst ausstießen. Er habe ihre zankenden Stimmen gehört, als sie in die Finsternis hinausruderten, habe sie aber zuletzt nicht mehr sehen können, weil der Mond verdunkelt wurde.

»Und nun, Ann-mochree⁹«, fügte er hinzu, »willst du mit mir kommen, und zwar so wie du bist? Wahrlich, du wirst es nie bereuen, und du wirst alles haben, was du wünschst, so weit ich es geben kann. Lieb meines Herzens, sage, dass du mit in die Ferne ziehen willst in dieser Nacht der Nächte! Beim Schwarzen Stein von Icolmkill schwör ich's und bei der Sonne und beim Mond und bei Ihm!«

»Ich vertraue dir, lieber Manus. Gewiss, es ist nichts für mich, in jenes Haus zurückzugehen nach dem, was getan und gesagt wurde. Ich gehe mit dir, jetzt und immerdar, Gott helfe uns.«

»Gut, teures Mädchen meines Herzens, dann heißt's von Eilannmore Abschied nehmen, denn bei dem Blut am Kreuz, ich werde niemals wieder dort landen!«

»Und das wird mir keinen Kummer machen, Manus; bei dir ist meine Heimat!«

Und so geschah's, dass meine Freundin Anne Gillespie Eilannore verließ, um nach den Inseln des Westens zu ziehen.

Es war ein schönes Segeln im weißen Mondschein mit einer flüsternden Brise von achtern. Anne schmiegte sich an Manus und träumte ihren Traum. Donull, der Junge, saß schläfrig am Steuer. Vorn saß Aulay MacNeill, das Gesicht dem Mondschein im Westen zugewendet, in finsterem Brüten.

Obwohl kein Land mehr in Sicht war und Frieden herrschte inmitten der Tiefen der ruhigen Sterne und auf der See, lag der Schatten der Furcht auf dem Gesicht von Manus MacCodrum.

Der Anlass dazu hätte wohl der noch unbestattete Tote sein können, der unter dem Notsegel neben der Ankerwinde lag. Der tote Mann indessen erschreckte ihn nicht. Was klagend in seinem Herzen und seufzend und rufend in seinem Kopf sich regte, war ein schwaches, verhallendes Echo, das er gehört hatte, als die Luath langsam aus dem Hafen glitt. Ob vom Wasser oder von der Küste, konnte er nicht sagen, aber er hörte die wilde, phantastische Weise des Dan-nan-Ron, wie er sie in eben jener Nacht von der Feadan des Gloom Achanna gehört hatte.

Es war seine Hoffnung, dass seine Ohren ihn getäuscht hätten. Als er um sich schaute und die düstere Flamme in den Augen des Aulay MacNeill sah, der ihn aus der Dämmerung anstarrte, erlebte er das, was Oisin, der Sohn Fionns, in seinem Schmerz schrie: »Seine Seele schwamm in Nebel.«

Trotz all der üblen Vorzeichen ging in Annes Ehe mit Manus MacCodrum alles gut. Er war schweigsamer als ehemals, und die Leute mieden ihn eher, als dass sie ihn suchten; aber er war glücklich

mit Anne und zufrieden mit seinen beiden Maaten, die jetzt Cal-lum MacCodrum und Ranald MacRanald waren. Der junge Do-nnull hatte sich verbessert, indem er zu einem Skye-Schiffer an Bord ging, der sein Verwandter war; und Aulay MacNeill hatte alle außer Manus überrascht, indem er als Matrose auf einem der Schiffe der Loch-Linie, die vom Clyde nach Australien segeln, in die Ferne ging.

Anne erfuhr niemals, was geschehen war, wiewohl es möglich ist, dass sie einen unbestimmten Argwohn hegte. Alles, was sie wusste, war, dass Marcus und Gloom Achanna verschwunden seien und dass man vermutete, sie wären ertrunken. Es gab jetzt keinen Achanna auf Eilanmore, denn Sheumais war von Entsetzen vor dem Ort und seiner Einsamkeit ergriffen worden. Sobald es allge-mein zugestanden war, dass seine beiden Brüder nach der See hi-nausgetrieben und ertrunken sein müssten oder bestenfalls von ir-gendeinem ausgehenden Ozeanfahrer aufgelesen wären, verkaufte er die Farm auf dem Eiland und verließ Eilanmore für immer. All dies bestätigte das Gerede, das unter den Inselbewohnern des Wes-tens ging – dass der alte Robert Achanna einen Fluch mit sich ge-bracht hätte. Missernte und Unglück hatte Eilanmore in den vie-len Jahren, während er es besaß, über und über heimgesucht, und der Tod, manchmal ein tragischer oder geheimnisvoller, hatte sechs von seinen sieben Söhnen hingerafft, während der jüngste in sei-nen Zügen die »Dämmerung des Schattens« trug. Freilich, dass drei von den sechs tot waren, wusste niemand bestimmt, aber wenige glaubten für einen Augenblick an die Möglichkeit, dass Alastair und Marcus und Gloom am Leben wären. In der Nacht, als Anne mit Manus MacCodrum das Eiland verließ, hatte er, Sheumais, nichts gehört, was ihn beunruhigen konnte. Selbst als eine Stunde, nachdem sie zum Hafen hinabgegangen war, weder sie noch seine

Brüder zurückgekehrt waren und die Luath in See gegangen war, hegte er keine Furcht vor irgendeinem Unglück. Offenbar waren Marcus und Gloom in dem Kutter fortgefahren, vielleicht in der Absicht, darauf zu sehen, dass das Mädchen durch einen Priester oder Geistlichen rechtsgültig getraut würde. Er hätte sich auf Tage hinaus wenig Sorge gemacht, nur dass sich in jener Nacht etwas Seltsames ereignete. Er war in das Haus zurückgekehrt, weil ihn ein Kälteschauer überkam und er zudem überzeugt war, dass alle mit der Luath abgesegelt seien. Er saß brütend beim Torffeuer, als er durch einen Laut an dem Hinterfenster des Zimmers aufgeschreckt wurde. Einige Takte einer vertrauten Weise schlugen schmerzvoll an sein Ohr, obwohl sie so leise gespielt wurden, dass sie nur eben hörbar waren. Was konnte es sein als der Dan-nan-Ron; und wer sollte den spielen als Gloom? Was bedeutete das? Vielleicht war es im Grunde nur Einbildung, und es war keine Feadan da draußen im Dunkeln. Er dachte darüber nach, als, immer noch leise, aber lauter und schärfer als zuvor, die Melodie stieg und fiel, die er hasste und die Gloom niemals in seinem Beisein spielte, die des Davsanna-mairv, des Tanzes der Toten. Rasch und stumm stand er auf und durchquerte das Zimmer. In den dunklen Schatten, die von dem Kuhstall geworfen wurden, konnte er nichts sehen; aber die Musik hörte auf. Er ging hinaus und suchte überall, fand aber niemand. Somit kehrte er zurück, nahm das heilige Buch herab und las langsam und mit erschrockenem Herzen, bis Friede über ihn kam, sanft und süß, wie die Wärme der Torfglut.

Aber was Anne anbelangt, so erfuhr sie niemals auch nur von diesem Anzeichen, dass einer der Totgeglaubten am Leben sein könnte, oder dass Gloom, wenn er tot wäre, noch einer schattenhaften Feadan ein wildes, seltsames Lied vom Grab entlocken könnte.

Als ein Monat nach dem andern verstrich und kein Anzeichen des Unglücks ihren Frieden störte, wurde Manus das Herz wieder leicht. Man hörte wieder seine Lieder, wenn er vom Fischfang zurückkam oder, seine Netze flickend, am Strand trödelte. Ein neues Glück war ihnen nahe, denn Anne ging mit einem Kinde. Freilich, es war auch Furcht dabei, denn die junge Frau war nicht wohl- auf zu der Zeit, als ihre Prüfungsstunde nahte, und wurde täglich schwächer. Es kam ein Tag, an dem Manus nach Loch Boisdale auf Süd-Uist fahren musste; und es geschah mit Sorge und einer Art Vorahnung, dass er von Berneray im Sund von Harris, wo er lebte, fortsegelte. Es war die dritte Nacht, als er zurückkehrte. Katreen MacRanald, die Frau seines Maaten, kam ihm mit der Nachricht entgegen, dass Anne am Morgen nach seiner Abfahrt nach dem Priester gesendet hatte, der in Loch Maddy weilte, denn sie hatte das Nahen des Todes gefühlt. Noch an demselben Abend starb sie und nahm das Kind mit sich.

Manus hörte es an wie ein Träumender. Es war ihm, als ob die Flut in seinem Herzen ebbte und ein kalter, graupeliger Regen un- aufhörlich herabfiele durch einen Nebel in seinem Hirn.

Kummer lastete schwer auf ihm. Nachdem sie, die er liebte, be- erdigt war, wanderte er einsam hin und her; oft kreuzte er über die Enge und ging nach dem alten Piktischen Turm im Schatten von Ben Breac. Er mochte nicht in See gehn, sondern ließ seinen ver- wandten Callum mit der Luath tun, wie ihm beliebte.

Hin und wieder segelte Vater Allan MacNeill nordwärts, um ihn zu besuchen. Jedes Mal schied er trauriger. »Der Mann verliert den Verstand, fürchte ich«, sagte er zu Callum, das letzte Mal, als er Manus sah.

Die langen Sommernächte brachten den Inseln Ruhe und Schönheit. Es war ein gutes Heringsjahr, und der Fischfang beim

Mondschein war ungewöhnlich ertragreich. All die Männer von Uist, die von der Ernte der See lebten, waren in ihren Booten, wenn sie irgend konnten. Der Pollack, der Katzenhai, die Ottern und die Robben samt ungezählten Schwärmen von Seevögeln nahmen Anteil an der allgemeinen Freude. Manus MacCodrum allein schenkte Hering oder Makrele keine Beachtung. Man sah ihn oft am Strand entlangschreiten, und mehr als einmal hatte man ihn lachen hören. Manchmal ward er auch bei niedrigem Wasserstand auf dem großen Riff von Berneray angetroffen, wo er wilde, seltsame Runen und Lieder sang oder finster brütend auf einem Felsen kauerte.

Der Hochsommermonat fand niemand auf Berneray als MacCodrum, den Reverend Mr. Black, Geistlichen der Freikirche, und einen alten Mann namens Anndra McJan. In der Nacht vor dem letzten Tag des mittleren Monats wurde Anndra vom Geistlichen getadelt, weil er sagte, er hätte einen Mann aus einem der Gräber auf dem Kirchhof aufsteigen und sich an den Steinmauern entlang nach Balnahunnur-sa-mona (d. h. »die einsame Farm am Hügelhang«) stehlen sehen, wo Manus MacCodrum lebte.

»Die Toten stehn nicht auf und wandeln, Anndra.«

»Das mag sein, Maighstir¹⁰; aber es kann der Wächter der Toten gewesen sein. Gewiss, es sind keine drei Wochen, seit Padruic McAlistair unter den grünen Hügel gelegt wurde. Er wird sich nach einem andern umsehen, der seinen Platz einnimmt.«

»Unsinn, Mann; das ist ein alter Aberglaube. Die Toten stehn nicht auf und wandeln, sag ich dir.«

»Sie mögen recht haben, Maighstir; aber ich hörte dies von meinem Vater, der alt war, bevor Sie jung waren, und von seinem Vater vor ihm. Wenn der zuletzt Bestattete es müde ist, der Wächter der Toten zu sein, so geht er herum von Ort zu Ort, bis er Mann, Weib oder Kind mit dem Todesschatten in den Augen sieht, und

dann geht er zu seinem Grab zurück und legt sich zufrieden nieder, denn seine Wacht wird bald vorüber sein.«

Der Geistliche lachte über die Narrheit und ging in sein Haus, um sich zum Gottesdienst, der am folgenden Tag stattfinden sollte, zu rüsten. Der alte Anndra indessen war unruhig. Nach der Suppe ging er durch das Zwielight nach Balnahunnur-sa-mona hinab. Er gedachte hineinzugehen und Manus MacCodrum zu warnen. Aber als er zur westlichen Wand gelangte und nahe an das offene Fenster trat, hörte er Manus mit lauter Stimme reden, obwohl er allein im Zimmer war.

»B'ionganntach do ghradh dhomhsa, a'toirt barrachd air ghradh nam ban! ...« (d. h. »Deine Liebe zu mir war wunderbar, sonderlicher denn Frauenliebe«).

Dies schrie Manus mit einer Stimme, die vor Pein bebte. Anndra blieb lautlos stehen; er fürchtete sich, einzudringen, er fürchtete auch vielleicht, dort neben MacCodrum einen zu sehen, den Menschengenossen nicht sehen sollten. Dann erhob sich die Stimme zu einem Schrei der Seelenqual.

»Aoram dhuit, ay an deigh dhomh fas aosda!« (d. h. »Ich werde dich anbeten, immer, auch nachdem ich alt geworden bin«).

Da grauste es Anndra vor längerem Verweilen. Als er an dem Kuhstall vorüberging, fuhr er zurück, denn er glaubte den Schatten eines Mannes zu sehen. Als er schärfer hinblickte, konnte er nichts sehen, und ging so zitternd und fassungslos seines Weges.

Es war Dämmerung, als Manus heraustrat. Er sah, dass es eine wolkendunkle Nacht sein würde, und vielleicht war es das, was ihn nach kurzer Zeit veranlasste, auf seiner ziellosen Wanderung umzukehren und zum Haus zurückzugehn. Er saß vor dem Torfhaufen, aus dessen Innern die Flammen schlugen, und brütete über seinem Schmerz; da plötzlich sprang er auf seine Füße.

Laut und klar, und nahe, als würden sie dicht unter dem Fenster des Zimmers gespielt, erklangen die kalten, reinen Töne einer Haferflöte. Ach, nur zu gut kannte er diese wild-phantastische Weise. Wer konnte es sein als Gloom Achanna, der auf seiner Feadan spielte; und welches Lied von allen Liedern konnte das sein als der Dan-nan-Ron?

War es der Tote, der dort unsichtbar im Schatten des Grabes stand? War Marcus an seiner Seite – Marcus mit dem Messer, das noch bis zum Heft in ihm stak, und dem Lungenschaum auf seinen Lippen? Kann die See ihre Toten wiedergeben? Kann es dort das Lied einer Feadan geben, die jemals von Menschen gemacht wurde – dort in dem Schweigen?

Umsonst zermarterte so Manus MacCodrum sich selbst. Zu gut wusste er, dass er den Dan-nan-Ron gehört hatte und dass kein anderer als Gloom Achanna der Spielmann war.

Plötzlich schüttelte ihn ein Wutanfall bis zur Raserei. Mit schroffer Steigung schwang sich die Melodie hinüber zum Davsa-na-mairv und von dort nach wenigen Sekunden und in einem Augenblick zu jenem geheimnisvollen und fürchterlichen Codhail-nan-Pair-tean, den niemand als Gloom spielte.

Jetzt war jeder Irrtum ausgeschlossen, auch hinsichtlich dessen, was mit der murmelnden, hüpfenden Weise der »Versammlung der Krabben« gemeint war.

Mit einem wilden Schrei riss Manus einen langen Dolch von seinem Platz am Kamin und stürzte hinaus.

Nicht einmal der Schatten einer Seemöwe war da vorn; so eilte er am Kuhstall herum. Aber auch dort war nichts Ungewöhnliches zu entdecken.

»Leid kommt über mich«, rief er; »Mann oder Gespenst, ich will es auf den Dolch speißen!«

Aber niemand war da, nichts; nicht ein Laut.

Da endlich ließ MacCodrum seine Arme schlaff herabsinken, wendete sich ab und ging wieder ins Haus. Ihm fiel ein, was Gloom Achanna gesagt hatte: »*Du wirst den Dan-nan-Ron hören in der Nacht, bevor du stirbst, Manus MacCodrum, und damit du nicht daran zweifelst, wirst du ihn wieder hören in deiner Todesstunde.*«

Drei Stunden lang entfernte er sich nicht vom Feuer; dann stand er auf, ging nach seinem Bett hinüber und legte sich nieder, ohne sich auszukleiden.

Er schlief nicht, sondern lag lauschend und wachend da. Der Torf brannte niedrig und warf schließlich kaum ein Flackern über den Estrich. Draußen konnte er den Wind auf der See wehklagen hören. An einem seltsamen, rauschenden Ton erkannte er, dass die Flut über dem großen Riff, das von Berneray sich hinausstreckt, ebhte. Gegen Mitternacht waren die Wolken verschwunden. Der Mond schien voll und klar. Als er die Uhr in ihrem wurmzerfressenen, gebrechlichen Gehäuse schlagen hörte, richtete er sich auf und lauschte gespannt. Nichts war zu hören. Kein Schatten regte sich. Gewiss, wenn das Gespenst des Gloom Achanna auf ihn wartete, so würde es irgendein Zeichen geben, jetzt, in der Totenstille der Nacht.

Eine Stunde verstrich. Manus erhob sich, ging auf Zehenspitzen durchs Zimmer und öffnete lautlos die Tür. Der salzige Wind blies ihm frisch ins Gesicht. Der Duft des Strandes, des nassen Seetangs und der scharfen Sumpfmyme, des Schaums und des wogenden Wassers, drang süß an seine Nüstern. Er hörte eine braune Möwe vom Felsenvorsprung rufen. Von den Halden im Hintergrund ertönte ins Herz schneidend die Klage eines im Mondlicht ruhelos hin und her flatternden Kiebitzes.

Kauernd und mit langsamem, schleichendem Schritt stahl er

sich an der seewärts gelegenen Mauer herum. Am Deich blieb er stehen und ließ den spähenden Blick auf beiden Seiten an ihm hingleiten. Er konnte mehrere hundert Yards (d. h. Ellen) weit sehen, und da war nicht einmal ein Schutz suchendes Schaf. Dann kroch er, lautlos wie stets, nach dem Kuhstall. Er legte sein Ohr an eine Spalte nach der andern; aber nicht einmal das Schwanken eines Schattens. Selbst einem Schatten gleichend, flog er leicht am Heuschober vorbei nach der Vorderseite; dann öffnete er mit raschen Seitenblicken nach rechts und links die Tür und trat ein. Als er es tat, blieb er stehn, wie erstarrt. Sicherlich, dachte er, das war ein Schall wie von einem Schritt, da draußen beim Heuschober. Ein Schreck fasste nach seinem Herzen, vorn die Dunkelheit des Stalls mit Gott weiß welchem Schrecknis, das ihn erwartete; hinten ein geheimnisvoller Nachtwandler, eilig, ihn unversehens zu packen. Das Zittern, das über ihn kam, war fast überwältigend. Endlich bewegte er sich mit großer Anstrengung auf die Leiste zu, wo er eine Kerze aufbewahrte. Mit unsicherer Hand zündete er Licht an. Der leere Stall sah in dem flackernden Halbdunkel geisterhaft und schaurig aus. Aber da war niemand, nichts. Er war im Begriff, sich umzuwenden, als eine Ratte an einem freihängenden Balken entlanglief und ihn oder den gelben Lichtschein anstarrte. Er sah ihre schwarzen Augen leuchten wie Torfwasser im Mondlicht.

Die Kreatur war zuerst neugierig, dann gleichgültig, wenigstens begann sie zu quieken und dann mit ihren Vorderpfoten rasch zu kratzen. Ein- oder zweimal ertönte ein Quieken als Antwort; ein schwaches Rascheln wurde hier und dort unter dem Stroh hörbar.

Mit einem plötzlichen Satz ergriff Manus das Tier. In derselben Sekunde, in der er es zu seinem Mund hob und seinen Rücken mit seinen starken Zähnen quetschte, biss es ihn fürchterlich. Er ließ seine Hände herabfallen und tastete ziellos in der Dunkelheit

umher. Mit gesenktem Kopf schüttelte er das letzte Leben aus der Ratte, indem er sie mit zurückgezerrten Lippen in seinen Vorderzähnen hielt. Im nächsten Augenblick ließ er das tote Tier fallen, trampelte darauf und brach in ein Gelächter aus. Da gab es ein Dahinfegen von trippelnden Füßen, ein Rascheln des Strohs. Dann wieder Schweigen. Ein Luftzug von der Tür hatte die Flamme erfasst und sie ausgelöscht. In dem Schweigen und der Finsternis stand MacCodrum da, gespannt, aber nicht mehr bange. Er lachte wieder, weil es so leicht war, mit den Zähnen zu töten. Der Laut seines Gelächters schien ihm hierher und dorthin zu springen, wie ein schattenhafter Affe. Er konnte ihn sehn: etwas Schwarzes in der Dunkelheit. Nochmals lachte er. Es machte ihm Spaß, das Ding zu sehn, das in dieser Weise herumsprang.

Plötzlich drehte er sich um und trat hinaus in den Mondschein. Der Kiebitz kreiste noch wehklagend umher. Er verspottete ihn mit lautem, schrillum pi-wity, pi-wity, pi-wit. Der Vogel flatterte launisch und beunruhigt; sein jäher Schrei und tanzender Flug erweckte seine Gefährten. Die Luft war voll von dem kläglichen Geschrei der Regenpfeifer.

Ein Sausen strich von der See landeinwärts. Manus atmete seinen Hauch mit einem Seufzer der Wonne ein. Eine Leidenschaft für die strömende Woge erfasste ihn. Er sehnte sich danach, zu fühlen, wie grünes Wasser an seiner Brust sich brach. Zudem spürte er schließlich Durst und Hunger, obwohl er den ganzen Tag nichts davon gespürt hatte. Wie kühl und süß, dachte er, würde ein silbergrauer Schellfisch oder auch ein braunrückiger Liath sein, lebend und feucht schimmernd von dem Seewasser, das noch in seinen Kiemen sprudelte. Er würde sich winden, ganz wie die Ratte; aber wie würde er dann seinen Kopf zurückwerfen und das glitzernde Ding hinauf in den Mondschein schleudern, es beim Niederwirbeln

auffangen, gerade wenn es sich der Woge näherte, auf deren Kamm er war, und dann es verschlingen mit raschen, gierigen Schlucken!

Mit eiligen, stolpernden Schritten ging er an der Landseite der kleinen, strohgedeckten Hütte entlang. Er wollte eben eintreten, als er bemerkte, dass die Tür, die er halb offengelassen hatte, geschlossen war. Er schlich ans Fenster und blickte hinein.

Ein einziger schwacher, schwankender Mondstrahl flackerte im Zimmer. Aber die Flamme im Innern des Torfhaufens hatte sich durch die Asche ihren Weg gebahnt, und jetzt war eine matte Glut da, obwohl dieselbe im Ersticken war und kaum mehr als einen Schimmer in den Raum warf.

Es war jedoch Licht genug für Manus MacCodrum, um zu sehen, dass ein Mann auf dem dreibeinigen Stuhl vor dem Feuer saß. Sein Haupt war geneigt, als lauschte er. Sein Gesicht war vom Fenster abgekehrt. Es war sein eigenes Gespenst – natürlich –, davon fühlte Manus sich überzeugt. Was machte es da? Vielleicht hatte es das Heilige Buch aufgegessen, sodass es davor sicher war, dass er es mit einem Rosad¹¹ belegte! Bei dem Gedanken lachte er laut. Der Schattenmann sprang auf seine Füße.

Im nächsten Augenblick schwang sich MacCodrum auf das Strohdach und kletterte von Seil zu Seil, wo diese die großen Steine festhielten, die zur Beschwerung des Daches gegen die Wut der Stürme dienten. Einen Stein nach dem andern riss er aus seiner Befestigung und schleuderte ihn auf den Boden, über und vor die Tür. Dann begann er mit zerrenden Händen eine Öffnung in das Dach zu graben. Während der ganzen Zeit wimmerte er wie ein Tier.

Er freute sich, dass der Mond voll auf ihn schien. Wenn er ein genügend großes Loch gemacht hätte, würde er das böse Wesen aus dem Grab sehen, das in seinem Zimmer saß, und würde es zu Tode steinigen.

Plötzlich wurde er still. Ein kalter Schweiß brach ihm aus. Das *Ding*, mochte es sein eignes Gespenst oder der Geist seines toten Feindes oder Gloom Achanna selbst sein, hatte begonnen, leise und langsam eine wilde Weise zu spielen. Es gibt keine Musik, so schneidend kalt wie die der Feadan! Zu gut kannte er sie und diese kühlen, reinen Töne, die in der Dunkelheit sich hin und her bewegten wie Schneeflocken. Und was die Melodie angeht – wenn er bis zum jüngsten Gericht schlief und mitten in all dem Geschrei von Himmel und Hölle nur einen Ton von ihr hörte, gewiss, er würde aufkreischen wegen des Dan-nan-Ron.

Der Dan-nan-Ron! Die Roin! Die Robben! Ach, was tat er hier, auf dem bitter-lästigen Land! Da draußen war die See. Sicher würde er sein in den grünen Wogen.

Mit einem Sprung war er auf der Erde. Er ergriff einen ungeheuren Stein und schleuderte ihn durch das Fenster. Dann floh er lachend und kreischend dem großen Riff zu, an dessen Seiten mit glitzernd weißem Schaum die Ebbe gurgelte und schluchzte.

Er hörte auf zu kreischen oder zu lachen, als er hinter sich den Dan-nan-Ron hörte, schwach, aber ihm folgend; sicher, folgend. Vornübergeneigt rannte er auf die Felsenkanten zu, von denen das Riff ausging.

Als er endlich die äußerste Kante erreichte, blieb er angewurzelt stehen. Draußen auf dem Riff sah er zehn bis zwanzig Robben, von denen die einen hin und her schwammen, andere ans Riff sich klammerten, eine oder zwei die runden Köpfe gegen den Mond erhoben und einen seltsamen bellenden Ton ausstießen. An einer Stelle sah er ein Wogen gepeitschten Wassers. Zwei Bullen kämpften auf Leben und Tod.

Mit raschen, verstohlenen Bewegungen entkleidete sich Manus. Die Feuchtigkeit hatte die ledernen Riemen seiner Schuhe

aufgeweicht, und er knurrte mit gekräuselter Lippe, als er an ihnen zog. Er leuchtete weiß im Mondschein, war aber vor der See geschützt durch die Kante, hinter der er kauerte. »Was meinte Gloom Achanna damit?«, murmelte er wild, als er hörte, wie die sich nähernde Weise in den »Tanz der Toten« überging. Für einen Augenblick war Manus wieder ein Mann. Er war nahe daran, sich umzuwenden und seinen Feind ins Auge zu fassen, sei er Leichnam oder Gespenst oder lebender Leib, gegen dieses Wesen anzuspringen, das ihm folgte, und es mit Händen und Zähnen zu zerreißen. Da stahl sich wieder der verhasste Sang der Robbe spottend durch die Nacht.

Mit einem Schauer glitt er in das dunkle Wasser. Mit raschen, kraftvollen Stößen gelangte er dann in die mondbestrahlte Flut und, schwer gegen sie anschwimmend, hinaus an die Leeseite des Riffs.

So gespannt betrachteten die Robben den Kampf der beiden großen Bullen, dass sie den Schwimmer nicht sahen oder, wenn sie ihn sahen, ihn für einen von ihrem eigenen Volk hielten. Sie stießen ein wildes Knurren und Bellen und halb-menschenähnliche Schreie aus. Manus war so nahe, dass er den nächsten fast berühren konnte, als einer der Kämpfer tot, mit aufgerissener Kehle, versank. Der Sieger klonn auf das Riff und richtete sich hoch empor, indem er sein mächtiges Haupt und die Schultern hin und her wiegte. Im Mondlicht glichen seine weißen Hauer roten Korallen. Seine geblendeten Augen triefen von Blut.

Es gab ein Stürzen, ein schnelles Springen und Wirbeln, als Manus auf der Woge zwischen die Robben trieb, die den Platz umschwammen, wo der erschlagene Bulle versunken war.

Das Gelächter dieser langen, weißen Robbe erschreckte sie.

Als sein Knie gegen einen Fels stieß, tappte MacCodrum mit seinen Armen und klonn aus dem Wasser.

Von Fels zu Fels und Kante zu Kante stieg er mit phantastischer, tanzender Bewegung, während sein Leib schaumweiß im Mondschein erglänzte.

Während er auf den von Seekraut bedeckten Graten entlangstolzte und wanderte, sang er Bruchstücke eines alten Runenliedes – der verlorenen Rune der MacCodrums von Uist. Die Robben auf den Felsen kauerten im Zauberbann; jene, welche langsam im Wasser schwammen, starteten mit den braunen Augen, ohne zu blinzeln, während sie mit ihren kleinen Ohren gespannt den Tönen zuhörten:

Ich bin es, Manus MacCodrum.

Ich sage euch das, dir, Anndra, mein Blutsverwandter,

Und dir, Neil, mein Großvater, und dir, und dir, und dir!

Ja, ja, Manus ist mein Name, Manus MacManus!

Ich selbst bin's und kein anderer,

Euer Bruder, o Robben der See!

Gebt mir Blut vom Rotfisch

Und einen Biss vom fliegenden Sgadan;

Die grüne Woge auf meinen Bauch

Und den Schaum in meine Augen!

Ich bin euer Bruderbull, o Bullen der See,

Ein besserer Bull als einer von euch, ihr knurrenden

Bullen!

Komm zu mir, Gesell, Robbe mit weichem Pelzleib,

Weiß bin ich noch, doch rot werd' ich sein;

Rot von strömendem roten Blut, wenn einer mich
angreift!

Aoh, Aoh, Aoh, aro, aro, ho-ro!

Ich war ein Mann, nun bin ich Robbe,

Gelben Schaum von den Lippen schütteln meine Hauer;
Gebt Raum mir, gebt Raum mir, Robben der See;
Gebt Raum, denn ich bin ein Verlobter der See,
Und dort seh ich die Seejungfrau,
Und mein Name, fürwahr, ist Manus MacCodrum,
Der Robbenbulle, der einst ein Mann war, Ara, Ara!

Mittlerweile stand er dicht neben der großen, schwarzen Robbe, die noch eintönig ihr blutiges Haupt wiegte, während ihre blinden Augen hin und her rollten. Das Seevolk schien fasziniert. Keiner regte sich, selbst wenn der Tänzer im Mondschein auf sie trat.

Als er auf Armlänge heran war, blieb er stehen.

»Bist du der Ceann Cinnidh?«, schrie er. »Bist du der Häuptling dieses Clans vom Seevolk?«

Das ungeheure Tier hörte auf sich zu wiegen. Seine gekräuselten Lippen legten die Hauer bloß.

»Sprich, Robbe, wenn kein Fluch auf dir liegt! Könnte wohl sein, dass du Anndra selbst bist, der Bruder meines Vaters! Sprich! St! – hörst du jene Musik am Strand? Es ist der Dan-nan-Ron! Tod meiner Seele, es ist der Dan-nan-Ron! Aha, 's ist Gloom Achanna, der dem Grab entstieg. Zurück, du Vieh, und lass mich weitergehen!«

Damit schlug er den großen Bullen, da er sah, dass dieser sich nicht rührte, mit geballter Faust voll ins Gesicht. Ein heiseres, würgendes Gebrüll antwortete, und der Robbenkämpe stürzte sich auf ihn mit zerfleischenden Hauern.

Manus schwankte hin und her. Alles, was er jetzt hören konnte, waren die knurrenden, brummenden und würgenden Schreie der rasenden Robben. Als er fiel, stürzten sie über ihn her. Seine Kreischlaute wirbelten durch die Nacht wie tolle Vögel. Mit der

Wut der Verzweiflung rang er, um sich zu befreien. Doch der große Bulle heftete ihn an den Felsen; ein Dutzend andere zerrten an seinem weißen Fleisch, bis sein spritzendes Blut im weißen Schein des Mondes die Felsen scharlachrot färbte.

Einige Sekunden kämpfte er noch wild, mit Zähnen und Händen wütend. Nur einmal brach ein wilder Schrei von seinen Lippen: als vom Strandende des Riffs laut und klar die Melodie seiner Schicksalsrunen herübertönte.

Im nächsten Augenblick wurde er herabgerissen und vom Riff in die See geschleift. Als der zerfleischte und zerstückelte Körper dem Blick entschwand, befand er sich inmitten eines siedenden Gewoges springender und kämpfender Robben, deren Augen wild blickten in Wut und Schrecken, deren Hauer gerötet waren von Menschenblut.

Und Gloom Achanna wandte sich vom Riff und schritt rasch landeinwärts, leise auf seiner Feadan spielend, als er davonging.

Am Gelben Mondfels

Rory MacAlpine, der Pfeifer, war zu der großen Hochzeit auf der Farm seines Verwandten, Donald Macalister, das Tal hinabgekommen. Jeder Mann und jede Frau, jeder Bursche und jedes Mädchen, das mit Recht oder Unrecht zu dem großen Tanz in den Scheunen kommen konnte, war dort zu sehen; aber niemand, der tanzte, bis er oder sie nicht mehr tanzen konnte, hatte ein anstrengenderes Vergnügen als Rory mit seinem Dudelsack. Tänze und Weisen, die jedermann kannte, wichen schließlich wilderen Tänzen und berauschteren Weisen, die niemand je zuvor gehört hatte ... und wie sollten sie auch, waren es doch der Bergwind und der Gießbach und das Stöhnen der Fichten, die in Rorys Seele frei geworden waren, ohne dass er irgend mehr davon wusste als ein Blatt, das auf dem gelben Wind dahinsegelt. Aber zuletzt hatten weder Mann, Weib, Bursche oder Mädchen noch Rory selbst mehr Kraft, um Atem zu holen, wie man sagt. Die Sterne schienen kalt und still auf die Schatten, die schweigend forteilten oder langsam nach den fernen Behausungen stolperten. Rory selbst ging ruhig mit seinem Verwandten fort nach dem Wetterende der Farm hinter die Scheunen und lag, schwer schnarchend, auf einer Matratze auf dem Fußboden eines großen, leeren Zimmers, lange bevor Donald Macalister einen Riegel durch das Scheunentor des Festgemachs geschoben hatte und um das finstere Haus herumgegangen war, wo ein einzelnes Licht ihm zu seiner neuen Freude den Willkomm bot.

Eine Stunde nach Mitternacht erwachte Rory mit einem Ruck.

Eine Flut von einem Kopfweh wäre über ihn gekommen, murmelte er, indem er sich halb erhob und am Fußboden ein Zündhölzchen anstrich. Da er sah, dass er noch in seinem stattlichen Anzug war und sich »ganz so wie er war« niedergelegt hatte, und da er sich zugleich an alles erinnerte, was sich zugetragen hatte, und an den Platz, an dem er sich befand, so wunderte er sich, was ihn erweckt hätte.

Jetzt, wo er daran dachte, fiel ihm ein, er hatte Musik gehört; ja, ganz sicher, Musik ... trotzdem es so spät und nachdem jedermann heimgegangen war. Was war es nur? Es war nicht irgendeines von seinen eigenen Liedern noch irgendeine Weise, die er kannte. Er musste geträumt haben, dass sie über weite, einsame Moore kam und ein Seufzen und ein Lachen und einen jähen Schrei in sich hatte.

Ihn fror. Das Fenster stand offen. Das war eine einfältige, rücksichtslose Art von Donald Macalister, wo er noch dazu nüchtern war, wie immer, auch wenn er einen tiefen Trunk tat; in einer Frostnacht gleich dieser konnte auf dem Rücken eines Schattens der Tod hineingleiten und einem sein Flüsterwort ins Ohr sprechen, bevor man sich dem Fremden zu Ehren erheben konnte.

Er richtete sich strauchelnd auf und schloss das Fenster. Dann legte er sich wieder nieder und war schon beinahe eingeschlafen und schwankte verworren zwischen einem alten Gebet, das in seiner Seele emporstieg wie eine versunkene Spiere über einer Woge, und der Frage, ob er der Witwe Sheen ein Päckchen großer, dicker Sabbat-Pfefferminze oder eine gute, schwere Rolle Tabak mitbringen sollte, und zwischen einer seltsam-köstlichen Erinnerung an Donald Macalisters Gebräu aus Rum und Zitronen mit einem Schuss alten Brandys darin – da hörte er wieder jene klagende, phantastische, kleine Melodie und setzte sich aufrecht; Schweiß bedeckte seine Stirn.

Der Schweiß war da, nicht allein wegen des bisschen schwacher Musik, das er hörte – und es war noch dazu dieselbe, die er zuvor gehört hatte –, sondern weil das Fenster wieder weit offen stand, obwohl der Raum so schwer voll Schweigen lag, dass der Pulsschlag seines Herzens einen Lärm machte wie eine springende Ratte.

Rory saß da, so still, als ob er tot wäre, und starrte nach dem Fenster. Er konnte nicht ausmachen, ob die Musik schwach war, weil sie so weit entfernt war, oder weil sie leise, wie eines Kindes Spiel, dicht unter der Fensterbrüstung gespielt wurde.

Er war ein großer, starker Mann, aber er neigte sich und schwankte wie die Flamme einer träufelnden Kerze, als er langsam die Wanderrung von der Matratze nach dem Fenster antrat. Jetzt konnte er das Spiel ganz deutlich hören. Es glich dem schönen, süßen Lied »Bride bhoidheach muime Chriosda«¹², aber der heilige Friede fehlte darin, und ein leises, böses, verstecktes Lachen schlug wie ein Fittich gegen den gesegneten Namen von Christi Pflegemutter. Und wenn es eben noch unter dem Fenster erklang, so war es plötzlich fern; und wenn es fern war, so mochte doch der letzte kreisende Kiebitzruf an sein Ohr schlagen wie eine segelnde Fledermaus.

Als er hinausblickte und fühlte, wie die kalte Nacht sich auf seine Haut legte, konnte er nicht sehen, weil er zu gut sah. Er sah, wie die Gestade des Himmels mit tanzenden Lichtern sich füllten und wie das große Leuchtfeuer des Mondes einen schaumweißen Strom durch die zarten Frostnebel sendete, die zu dünn waren, um gesehen zu werden, und nur den Sternen die scharfen Kanten nahmen oder zuweilen dieselben in plötzlichem Glanze wie gemeißelt erscheinen ließen. Er glich einem Mann in einem segel- und steuerlosen Boot, der nach dem Himmel sah, weil er mit dem Gesicht nach oben lag und es nicht wagte, sich niederzubeugen und in das dunkle, gleitende Wasser längsseit hinabzusehen.